



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Absaloms Brunnen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Königs Georg, der ihm persönlich sehr nahestehende Graf Erhard Wedell. Es war natürlich, daß, soweit meine Ohren es aufnehmen durften, von den die Zeit bewegenden politischen Dingen die Rede war. Der Abgeordnete Miquel hatte den Tag oder zwei Tage vorher in längerer Rede den sogenannten Antrag Rudolf von Bennigsens auf Anschluß Hannovers an Preußen verteidigt und hatte damit bei allen historischen Köpfen einen ungeheuern Erfolg erzielt.

Wie großes er später auch auf dem Gebiete der Beredsamkeit geleistet hat, so will es mir doch jetzt nach so langer Zeit immer noch scheinen, als ob niemals eine größere Rede von seinen Lippen geflossen sei. Natürlich waren die, deren zufälliger Tischgenosse ich war, ganz anderer Meinung. Es waren echt welfische Heißsporne unter ihnen, die es sich mit der Wahl der Worte nicht schwer machten. Es fielen harte, ehrabschneidende Worte, auch der Charakter Miquels wurde nicht geschont. Bis dahin hatte der Graf Wedell geschwiegen, als es aber so weit kam, mischte er sich ein und sagte, daß er gegen eine Verunglimpfung des Genannten Einspruch erheben müsse. Ich habe Miquel auf der Schule in Bingen gekannt, so lauteten seine Worte, er war immer ein anständiger und ehrenwerter Kamerad, den wir alle gern hatten. Aus seiner politischen Gesinnung, die damals dieselbe war wie jetzt, hat er niemals ein Hehl gemacht. Mag er sonst sein, was er will, und wenn er mein politischer Gegner ist, so ist und bleibt er doch ein Ehrenmann. Von den Feinden des Geschmähten wurde kein Wort mehr gesagt.

Arnold Joffe



## Absaloms Brunnen



on Kunst und Litteratur ist während der letzten Zeit in den Grenzboten weniger zu lesen gewesen als sonst, denn wenn Zolltarif, Welthandel und beinahe das ganze geräuschvolle Register der inneren Politik sich zum Worte drängen, dann sind die Mäusen gewohnt, bescheiden auf die Seite zu treten, wenigstens bis jetzt noch, und bis einmal der große Tag erschienen sein wird, wo die Notwendigkeiten des Lebens schweigen, alle Tage Sonntag ist, und alles nur noch durch die Kunst und für die Kunst geschieht. Dann werden in unsern Schulen Bilder nicht nur hängen, sondern auch anstatt der weniger kurzweiligen Buchstabierfibeln von Hand zu Hand gehn, unsre Kleinsten werden dann etwa den verschlafnen, unschädlichen Hans Thoma erhalten, die vorlauten und frühreifen könnten allerlei Linienkunst und tief sinnigen „Buchschmuck“ bekommen, die braven und guten müßten kopfüber ins Wasser schießende Seejungfrauen oder sonst was vergnüglichtes haben, und die unartigen Holbeins Totentanzbilderchen, zur Strafe so und so oft durch die Finger zu ziehn wie einen Rosenkranz. Aber nicht genug damit. Während man bisher die kleinen Finger, die unbefugterweise die Ränder der Schulhefte bekratzeln, unsanft zu klopfen pflegte, wird man fortan ihre Krähfüße sauber ausschneiden, sortieren und zu Museums-sammlungen vereinigen, an denen die Großen dann die „Küdes-

seele“ zu studieren haben werden. „Das Kind als Künstler“ ist eine Abteilung überschrieben in dem uns vorliegenden Katalog einer Wanderausstellung (Leipzig und Berlin, E. A. Seemann), die „die Kunst im Leben des Kindes“ veranschaulichen soll, und die auch uns vielleicht noch einmal Gelegenheit zu einigen Mitteilungen geben wird. Die Volksschullehrer, die dann entbehrlich sind, denn ein solcher Unterricht geht ja „von selbst,“ steigen nun auch eine Stufe höher, sie werden Lehrer des ganzen Volks und erläutern den feiernden Greisen und Mütterchen (denn die Arbeiter werden dafür keine Zeit haben) Schongauer und Dürer, und das mag nicht ganz leicht sein. Vielleicht auf die Dauer auch nicht völlig befriedigend, denn an der höchsten Aufgabe, die hier winkt, den „Deutschen der Zukunft“ zu bilden, könnten sie doch nur ausnahmsweise teilnehmen. Diese würde, soweit sich darüber schon jetzt aus Zeitungsberichten etwas sagen läßt, nach den Mitteilungen des hervorragendsten Kunstpädagogen aus Hamburg auf der neulichen Dresdner Tagung (der sich freilich über das Bild des Zukunftsdeutschen selbst noch nicht ganz klar zu sein bekannte), sie würde, sagen wir, vorzugsweise in die Hand von Offizieren gelegt werden müssen, da die überseeischen Kaufleute, die nach der Autorität des Hamburger Sachverständigen gleichfalls mit einer vertrauenswürdigen pädagogischen Begabung ausgestattet sind, ihren gegenwärtigen Beruf lohnender finden werden als diese immerhin doch sehr in das Ideal hineingebaute Erziehung des jungen Deutschen. Da es nun aber zweifelhaft ist, ob unsere Offiziere sich noch zu etwas weiterem verpflichten können, als was ihnen den Einjährigen gegenüber zu thun schon jetzt obliegt, so könnte hier mit der Zeit doch noch etwas für die Volksschullehrer abfallen, denen man zunächst wenigstens schon, da doch immer sehr viel auf die Titelfrage ankommt, das Zugeständnis machen könnte, daß man sie hinfort nicht mehr als Elementarlehrer, sondern als Erzieher des jungen Deutschen ansehe. Doch wir wollen dem Anbruch des neuen Zeitalters nicht vorgreifen, geduldig abwarten, bis sich um das Zukunftsbild des Sachverständigen aus Hamburg in festern Formen zeigen wird, und bescheiden in den Weg einklinken, den wir für diesmal zu gehn haben. Er führt uns nach Kopenhagen, scheinbar weitab, doch aber nicht ganz aus dem Zusammenhang mit den oben berührten schönen Dingen, wie der Leser sehen wird.

Unsre dänischen Nachbarn haben ein lebendiges Heimatgefühl, eine reich entwickelte, durch Gemütsiefe ausgezeichnete Erzählungsliteratur und eine enger begrenzte nationale Kunst, an deren Genuß auch der einfache Mann aus dem Volke mit berechtigtem Stolz teilnehmen kann; da fühlt sich der Deutsche dem Dänen noch immer nahe und verwandt, wie einst in den Tagen der Stolberge und Klopstocks, so weit uns auch heute die leidige politische Klust voneinander getrennt hält. Mögen die Franzosen zur Zeit als Volk den Dänen lieber sein, und einem Teile von ihnen nicht zu ihrem Vorteil auch als geistige Anreger: wir Deutschen verstehn sie besser, innerlicher, nach ihren guten und tüchtigen Seiten. Dieses Verhältnis zu fördern und unser Verständnis ihrer Kultur zu vertiefen ist ein von dem dänischen Touristenverein herausgegebenes, sehr hübsches kleines Buch geeignet: Kopenhagen (General-Kommissionäre G. E. C. Gad in Kopenhagen und A. Juncker in Berlin), das, von einer Reihe von Fachleuten verfaßt, zunächst als Führer für die Besucher der Hauptstadt gedacht ist. Es greift aber in seiner Bedeutung viel weiter und giebt uns in knappster Fassung eine vollständige Schilderung ihrer volkstümlichen, geschichtlichen und künstlerischen Kultur, mit zahlreichen guten Abbildungen und in einer so durchweg charakteristischen, wirklich stilvollen äußern Ausstattung, wie man sie bei einem so wohlfeilen Buche (2 Mark) wohl kaum wieder finden wird. Wollten wir es nur als Wegweiser für Reisende empfehlen, so kämen wir, da die Reisezeit vorüber ist, mit unsrer Anzeige jetzt zu spät; es wird aber auch als angenehmes Lesebuch jedem nützlich sein, der sich über die Kopenhagener Architektur nach ihren

drei Perioden (Renaissance, achtzehntes Jahrhundert und Neuzeit) und über das reichentwickelte Kunstgewerbe, z. B. das jetzt bei uns wieder so beliebt gewordene moderne Kopenhagener Porzellan, näher unterrichten will. Wir haben aber noch einen weitem persönlichen Grund, auf das Buch hinzuweisen, der es uns besonders wertvoll gemacht hat. Wir hatten es längst gelesen und zu gelegentlicher Empfehlung zurückgelegt, da kam uns eine Novelle eines dänischen Schriftstellers zu Gesicht, die mitten in das Leben des heutigen Kopenhagens gelegt, und wie man sagen darf, aus demselben Geiste geschrieben ist, der den Verfassern jenes Buchs die Feder führte: wie eigentümlich schön durch ihre Lage, wie merkwürdig und geschichtlich interessant ist doch diese Riesenstadt des Nordens, und wie sehr hat der, der sie seine Heimat nennt, Ursache, sich das zum Bewußtsein zu bringen, während er mit seinen Gedanken und auf Reisen oftmals in die Ferne hinausstrebt!

Die Novelle, die wir meinen, Absaloms Brunnen von Sophus Bauditz, ist soeben im Grenzbötenverlage herausgekommen, wo nun innerhalb der letzten zwei Jahre im ganzen zwölf Bände dieser „nordischen Erzählungen“ von Brøndsted, Björnson, Kielsen, Magdalene Thoresen und Bauditz erschienen sind. Alle diese Bücher haben nicht bloß den äußern Wert einer feinen Ausstattung in Druck, Papier und Einband, was die Rezensionen hervorzuheben nie unterlassen, sondern noch ein viel größeres inneres Verdienst: sie sind nicht fabrikmäßig, sondern individuell überseht, mit Nachdenken und einem Aufwand von Sorgfalt bis ins einzelste, sodaß sie sich wie Originale lesen. Einige Erzählungen sind ja norwegisch, einige spielen in Dänemark und in Norwegen zugleich, da bekanntlich zwischen beiden Ländern immer noch ein enger Zusammenhang besteht, allen ist neben der realistischen Schilderung von Land und Leuten die Betonung des sozialen Lebens, seiner geschichtlichen Grundlagen und seiner Umgestaltung durch die heutige Zeit gemeinsam, manche behandeln Probleme der Gesellschaft, des Wirtschafts- und des Bildungswesens, kurz sie sind im besten Sinne aktuell und für uns in Bezug auf die Zustände des fremden Landes belehrend. Der neueste Band von Brøndsted, „Freiheit“, zeigt uns z. B. wie ein junger Mensch aus der ängstlichen Bewahrung eines ländlichen Pfarrhauses durch die Schule der Hauptstadt hindurch in die Kreise des freien Litteratentums gerät und der Volkshochschulen, die ja im Leben der Dänen so viel von sich reden machen. Auch in den Büchern von Bauditz, dem berühmten Kenner des dänischen Bildungswesens, hören wir mancherlei über Schule und Litteratur, in dem neuesten aber, Absaloms Brunnen, steht in der Mitte der Handlung die Kunst.

Ja die Kunst! Es ist freilich nicht gerade die, die die Hamburger Kunstfreunde und die Gelehrten des Dresdner Kunstlerziehungstags meinen, denn soweit ist man in Dänemark noch nicht, daß man die Kunst unter die Kinder bringen möchte, aber es wird sicherlich einmal dahin kommen, und wir wünschen unserm Freunde Bauditz ein so langes Leben, daß er uns dann auch darüber einen Roman schreiben möchte, denn der würde köstlich sein. Diesesmal haben wir es bei ihm noch mit der Kunst für Erwachsene zu thun.

„Absaloms Brunnen“ ist eine alte historische Stätte in den Ruinen des vom Feuer zerstörten Schlosses Christiansborg. Der Leser steht ganz unter dem Eindrucke des Stadtbildes von Kopenhagen, und die Hauptpersonen des Romans werden in ihrem Handeln dadurch bestimmt. Ein Kandidat, der die alten Bauwerke bewundert und den andern erklärt und die Ehrfurcht vor der Vergangenheit in ihre Seele legen will; ein Maler, der seine unausführbaren Entwürfe liegen läßt und zum Kunsthandwerk übergeht, während sein Freund, der früher grasgrüne Viehweiden gemalt und auch verkauft hat, es für verdienstlicher hält, Kopenhagener Ansichten zu radieren; endlich eine Frau, die junge Gattin jenes ersten Malers, die von ihren weiblichen Handarbeiten aus fördernd und immer mehr entscheidend

in die Thätigkeit ihres Mannes eingreift. Die Außerlichkeiten dieses Lebens, Kunst und Natur von Kopenhagen als Hintergrund der Handlung, alle diese Architekturen, Straßen und Plätze, von denen in dem Roman die Rede ist, führt uns der oben erwähnte Führer in Bildern und Beschreibungen vor Augen, sodaß die beiden Bücher sich auf das vollkommenste ergänzen. Baudigens Schilderung steht, wenn sie Naturstimmungen ausdrückt, z. B. den Wechsel der Jahreszeiten und die verschiedenen Stunden des Tags, auf derselben Höhe, wie wenn sie uns die knapp und langsam redenden nordischen Menschen vorführt. Aus alltäglich einfachen Situationen entspinnt sich die Handlung, die gemächlich fortschreitet, ohne Spannungen und Überraschungen, nichts ist phantastisch erdichtet, alles natürlich und glaubhaft und gesund, unsre Teilnahme wird geweckt, unser Gemüt warm, und zu den reichlichen Thorheiten schüttelt der Humor seine goldnen Flügel.

Wir wollen die Geschichte nicht nacherzählen. Ihr psychologisches Interesse beruht darauf, daß die hier zusammengeführten, sehr verschieden gearteten Menschen mit vieler Überlegung und zum Teil ohne Verständnis für einander ihren Eigentümlichkeiten nachgehen, daß die einen bleiben, wie sie sind — das sind die komischen Nebenfiguren —, die andern aber, die ernsthaften Hauptpersonen, aus einer nicht völlig befriedigten Lage heraus zu einem ihrer Begabung entsprechenden Abschluß kommen. Unsr Teilnahme wendet sich bald ganz der praktisch klugen, beinahe nüchternen Ragna zu, die den hochstrebenden, aber gänzlich unproduktiven Maler Duborg heiratet, zum Verdruß ihres Vaters, eines reichen und kindisch eiteln Heringskaufmanns, dem Bilder nur dazu da sind, Flecke auf den Tapeten zu verdecken. Da ihr Mann nicht viel verdient und ihr Vater nicht viel giebt, so lernt sie jetzt entbehren, was sie bis dahin nicht gekannt hat. An Kenntnissen und Kunstschliff ist sie gegen ihren Mann gehalten ein Kind, macht aber doch schon bald ganz verständige Beobachtungen, z. B. über die holbeinische Madonna in Dresden auf der Hochzeitsreise (wo freilich unser Freund Baudig Gelegenheit gehabt hätte, zu bemerken, daß diese „eigentlich“ nicht von Holbein ist), lernt ferner Mandoline klimpern, was ihrem Mann keine Freude bereitet, weil er „ja“ nicht spielt, versucht sich auch im Musterzeichnen und hat damit sogar kleine Erfolge, die ihn vollends verdrießen. Er wird eifersüchtig auf seine starke kleine Frau, deren Kräfte gewachsen sind, ohne daß ers gemerkt hat, und die nun bisweilen ihren Kopf aufsetzt. Die Freunde des Hauses schicken sich zur Erörterung der Frage an, ob die beiden wohl „glücklich“ sind. Das Glück hängt wirklich nur noch an wenigen Fäden, die bald zerreißen können, und der Kandidat Berner, der die historische Erziehung als seine Lebensaufgabe ansieht, würde die ruhige, tief angelegte Frau, mit der er sich so gut versteht, ganz gern mit in sein Lebensschiff nehmen, wenn es wirklich zum Bruch zwischen ihr und Duborg kommen sollte. Dann tritt eine Katastrophe ein: Trennung, und baldiges Wiederfinden und Aussprechen.

Duborg sieht nun ein, daß sie die Überlegene ist, und ärgert sich nicht mehr darüber, daß sie inzwischen für eine gestickte Decke die silberne Medaille bekommen hat. Eigentlich war es ja zwischen ihnen der Kampf der „kleinen“ mit der „großen“ Kunst, und nun hatte jene gesiegt. Sein Freund, der Maler Holst, hatte ihm lange gesagt: „Wenn ich die Frau hätte, ich überließe der alles Geschäftliche, gäbe das unnütze Bildermalen auf und finge wieder mit dem Dekorativen an.“ „So, mit dem Porzellan?“ hatte er dann zurückgefragt und gemeint, entmündigen lassen wollte er sich doch noch nicht. Nun, wo er seine Frau wieder hat, ist er sich klar darüber geworden, daß Holst recht hatte, als er davon sprach, daß unsre Zeit nicht die der großen, sondern die der kleinen Kunst sei. „Ich interessiere mich nun freilich mehr für die Galerien, das thue ich, aber die Wohnstuben haben doch auch ihre Berechtigung. Da entschloß ich mich denn, mich wieder auf das Porzellan zu legen, das ist doch auch etwas ziemlich Bornehmes, und

dazu eigne ich mich. Ich bin jetzt draußen in der Fabrik gewesen, und dort hat man mich mit Kußhand empfangen.“ Von dem Tage an, wo diese Aussprache stattfand, war es in Duborgs Hause wie in einem konstitutionellen Staat, der Souverän hatte seine Macht mit einem verantwortlichen Minister geteilt und außerdem eine neue Zeitrechnung eingeführt: „so und so lange vor oder nachdem ich meine Frau wieder zurückholte.“ Nämlich von zwei alten Tanten draußen auf einem Gut hatte er sie geholt, zu denen sie geflüchtet war, und die ganz köstlich gezeichnet werden. Sie gehören eben zu den komischen Figuren, von denen der Roman einen Überfluß hat. Die vollkommenste Leistung hierin ist ein altes Fräulein, das einigen kleinen Kindern Unterricht giebt, beständig Wohnungen, Prediger und Ärzte wechselt und übrigens alles, was sich in ihrem Umkreise ereignet, wahrnimmt. Wenn die sich mit einem Antiquitätenhändler und ehemaligen Landschullehrer, der einmal mit ihr in einem Hause gewohnt hat und sie fortan immer von Zeit zu Zeit besucht, unterhält, gemächlich, mit Wiederholungen und nachträglichen Einschränkungen, ganz wie unfre langsam denkenden Niederdeutschen, das ist in der That ein litterarischer Hochgenuß, der auch solchen zu empfehlen wäre, die jetzt die Pflege der „Volksseele“ in besondern Vereinen übernommen haben.

Soviel menschlich ansprechendes Baudizens Erzählung enthält, so wird für die meisten Leser doch das sachliche Interesse an den Betrachtungen, die ihr beigegeben sind, noch größer sein. Sie haben die bildende Kunst zum Gegenstand, ihre Bedeutung für die Kultur und ihre Anwendung auf das Leben eines Volks, oder sagen wir lieber gleich: unsers Volks, denn was Baudiz hier seinen Dänen lehrt, können wir uns mit demselben Nutzen merken. Eine Kunstpädagogik also in Romanform, deren Leitfäden uns persönlich vernünftig zu sein scheinen. Ob im einzelnen die moderne Kopenhagner Keramik als Ganzes unbestritten als die erste der Welt dasteht, wie Holst an Duborg entwickelt, kann dabei unentschieden bleiben, jedenfalls sind die porzellanenen Katzen, Seehunde, Eisbären und Teckel mit der duftigen grauen Unterglasurmalerei allerliebste, wenn sie auch für eine allgemeine Verbreitung noch zu teuer sein werden. In dem Buche des dänischen Touristenvereins lesen wir auch einen seltsam exklusiven Spruch über das neue Rathaus von Nyrup: ein schwedischer Architekt, der selbst Bauten geschaffen habe, die seinen Namen unsterblich machen würden, hätte gesagt, dieses Rathaus sei das bedeutendste Bauwerk, das in den letzten fünfhundert Jahren im Norden entstanden sei. „Und das ist wahr!“ Von solchen Übertreibungen hält sich Baudiz fern. „Hier ist es doch am besten auf der ganzen Welt,“ sagt sein Kandidat Verner am Schlusse der Erzählung. „Und am schönsten! fügt Holst hinzu. Es wird schöner und schöner hier, sehen Sie nur Nyrups Rathaus an, wie das über Kopenhagen aufragt.“ Und dann reden sie weiter miteinander und phantasieren von dem Wiederaufbau des in Trümmern liegenden Königsschlusses Christiansborg und von der Zukunft Kopenhagens, das das Herz des Landes sei. Wie wenige es aber doch wirklich gebe in einer so großen Stadt, die so recht mit ihr verbunden seien! So auch Duborg, der sich am glücklichsten fühle, wenn er nur weit weg wäre, z. B. auf Capri.

Diese drei mit ihren Unterhaltungen, und dazu als handelnde Ragua, entwickeln die kunstpädagogischen Ansichten des Verfassers. Duborg ist der Allerweltskünstler, den erst das Leben mit Mühe zu einem brauchbaren Menschen bildet. Holst hat zwar von vornherein die Richtung auf das Heimatlische, wozu Duborg erst durch die Not getrieben wird, aber wie er den praktischen Aufgaben gegenüber zu sehr „Nichtskünstler“ ist, so steht es auch mit seinen Meinungen: „Den Kindern die Augen für Kunst und Schönheit zu erschließen, das, finde ich, ist das am meisten Entwickelnde.“ Verner vertieft den Heimatbegriff, indem er die Vergangenheit hinzunimmt, und gewinnt auf diese Weise den Grund für seine Auffassung von den Aufgaben der Kunst. „Man kann im Leben nicht von Schönheit allein leben.

Unsre Erziehung ist zu wenig historisch; hätten wir etwas mehr historischen Sinn und Blick, wüßten und bedächten wir besser, wie die Weltentwicklung vor sich gegangen ist, und wie man zu den verschiedenen Zeiten gelebt, gedacht und geglaubt hat, so würden neun Zehntel aller Mißverständnisse, deren sich jetzt die Menschenkinder gegeneinander schuldig machen, verschwinden.“ Die Gebäude und Denkmäler einer Stadt weisen nicht nur auf bestimmte Ereignisse oder Personen hin, sondern sie zeigen auch, an was und an wen die Stadt zu erinnern wünscht. Der historische Hintergrund wirkt weiter und allgemeiner als das bloß Künstlerische, das Malerische z. B. von Ruinen; der gewöhnliche Mensch gerät nun einmal leichter unter den Einfluß einer historischen als einer künstlerischen Stimmung. Welche Bilder locken in den Galerien die meisten Zuschauer an? Deshalb bewundert Kandidat Berner auch den stolzen Gedanken des Kaisers Wilhelm, der seinen Berlinern die Standbilder der Siegesallee geschenkt hat, einen täglichen Geschichtsunterricht für den gemeinen Mann in weißem Marmor.

Alles dies ist selbstverständlich sehr viel unterhaltender vorgebracht, als unsre Zusammenfassung es wiedergeben kann, oft witzig und höchst spaßhaft, mit vielerlei Beispielen, die gerade so gut für uns Geltung haben. Eben jetzt geht eine Mittheilung durch unsre Zeitungen, wonach das württembergische Kultusministerium die höhern Lehranstalten anweist, dem für deutsche Schüler unpassenden Mißbrauch englischer Ausdrücke beim Tennis- und Fußballspiel Einhalt zu thun. Flügen nur die fremden Spiele selbst auch hinterdrein, unsre eignen sind mindestens ebenso gut und viel weniger vorlaut und albern.

Bei Baudiz wird das Kapitel von der jüngern Generation, deren ganze Ausbildung sozusagen körperlich ist, ebenfalls berührt, und ein junger Sportschlingel wird eingeführt in karierten Kniehosen und durchgeschwitztem wollnem Hemd. „Das Haar war in die Stirn gekämmt wie bei einem Bologneser, und die Augen waren nur Ritzen; gähnend trat er in das Zimmer, beide Hände in den Taschen, und nach einem schläfrigen Kopfnicken, zur gefälligen Theilung unter die Familie, warf er sich in einen Stuhl.“ Das ist Magnas Bruder, der vielversprechende Stammhalter der Großkaufmannsfamilie. Zum Verlobungsdiner erscheint er in einem neuen, blödsinnig hohen Kragen, der ganz bis an den Nacken hinaufreicht und den Hals derartig einengt, daß es aussieht, als könne der dumme Kopf jeden Augenblick von dem Stock rollen, und als sich der Vater eine kritische Bemerkung erlaubt, erhält er als einzige Antwort ein mitleidiges: English fashion! Dieser Dänenjüngling stellt ja leider auch den Typus des jungen Deutschen der Gegenwart dar. Er sei den Hamburger Zukunftspädagogen ans Herz gelegt!



## Les tronçons du glaive

(Schluß)



ir hatten die beredten Worte wiedergegeben, mit denen Eugène Réal den Krieg verwünscht, weil er sengt und vergewaltigt (ein so schönes langes Mäntelchen wie unser Zeitwort hat das von den Marguerittes gebrauchte übrigens nicht um), weil er zerstört und mordet, weil er aus dem Menschen ein wildes Tier macht. Das zum wilden Tier werden ist offenbar *cum grano salis* zu verstehn. Wir sind zwar während des Feldzugs von 1870/71 in Laon im wilden Schweinskopf, über dessen